Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **33 (1951)**

Heft 41

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 12. Oktober 1951 — Erscheint jeden Freitag — 33. Jahrgang Nr. 41

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Erfreuliches und Unerfreuliches

El St. Wir wollen versuchen, mit etwas Erfreulichem anzufangen, und womöglich auch mit etwas Erfreulichem abzuschliessen — so wird man am wenigsten bitter gegen menschliche Torheit und Vorurteile. Denn dagegen müssen sich die Schweizerfrauen heutzutage mächtig wehren — nämlich gegen die Bitterkeit! Und deshalb ist es schön, dass wir als erfreuliches Resultat für uns Frauen aus den Nationalratsverhandlungen den Entscheid über die Bürgerrechtsfrage der Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, melden können.

Die Verhandlungen scheinen ein gutes Niveau gehalten und sich — erfreulicherweise — nicht in sentimentale Phrasen verloren zu haben. Mit 105 gegen 16 Stimmen ist vom Rat Paragraph 9, das Optionsrecht der Frau betreffend, angenommen worden, in dem Sinn, dass die einen Ausländer heiratende Schweizerin bis ein Jahr nach der Trauung — falls sie es nicht dann schon tut — für die Rückbürgerung in die Schweiz optieren kann.

Dieser Modus entspricht demjenigen vieler anderer Länder, während es auch solche gibt, wo die ausheiratende Frau einfach Bürgerin bleibt, wogegen die einheiratende Fremde nicht in das Bürgerrecht des Mannes aufgenommen wird. — Das ganze komplexe Problem ist durch die Wirren und Schwierigkeiten der beiden Weltkriege akut geworden. Und wenn ein Ratsmitglied, Dr. Dietschi, Solothurn, sagte — dessen Voten übrigens prachtvoll waren —, dass hinter der Forderung nach Einführung des Optionsrechtes nicht nur die «sogenannten» Frauenrechtlerinnen stehen, sondern, dass der Wille der Schweizerfrauen (welche rührende Differenzierung!) hier viel deutlicher erkennbar geworden sei als beim Frauenstimmrecht, so ist es wohl gut, einmal klar zu stellen, dass die «Sogenannten» es seit Jahrzehnten gewöhnt sind, dass meistens hinter den von ihnen aufgegriffenen Notwendigkeiten sehr grosse Kreise der «eigentlichen» Schweizerfrauen stehen, die absolut nichts dagegen haben, dass die stets lächerlich gemachten «Sogenannten» ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen: nicht einmal die Bülacherinnen!

Auf alle Fälle gehörte das Postulat des Bürgerrechts für die Schweizerfrau seit mindestens 30 Jahren ins Arbeitsprogramm des Bundes Schweizer Frauenvereine. Dass die Not der letzten Jahre nun auch weiten Frauen- und Männer-Kreisen die Augen für eine wirklich notwendige Korrektur geöffnet hat, ist der beste Beweis für den politischen flaire jener Frauen, die sich seit dem Ersten Weltkrieg in den Dienst dieser Sache gestellt haben, und die sich mit weiten Kreisen heute darüber freuen, dass der Nationalrat ausserdem grosszügig entschieden hat, dass laut Artikel 55 eine nach dem 1. Mai 1942 an einen Ausländer verheiratete Schweizerin das Schweizerbürgerrecht unentgeltlich zurückerwerben kann.

Bleibt nun noch der Ständerat. Aber auch da ist zu hoffen, dass doch die Mehrzahl der Ständevertreter die letzten Jahre offenen Auges und offenen Herzens die Schwierigkeiten so vieler ehemaliger Schweizerinnen erfahren oder miterlebt haben. Dass der Ständerat ja ab und zu als Bremse, manchmal als wohltätige wirkt, ist allgemein bekannt. Nun wäre aber herzlich zu wünschen, dass er diese Bremse nicht noch einmal, wie bei der Motion fürs Frauenstimmrecht, nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes ausgerechnet bei einem Problem ansetzt, das wieder in besonderem Mass die Schweizer Frauenwelt, allerdings auch die Schweizer Familie angeht, welche in den letzten Jahren mit heimgekehrten Töchtern und Verwandten so tief in dieses Problem hinein geschaut hat, dass an all den dieses Thema behandelnden Vorträgen jeweils auffallend viele Männer anwesend waren.

Es ist möglich, dass die Thurgauer Zeitung wieder findet, solche Auslassungen entbehrten «des Anstandes», wie sie dies über den Protest des Stimmrechtsverbandes formulierte!! Offenbar empfinden die Herren der Thurgauer Zeitung jede Aeusserung der Frauen, die sich nicht mit ihren eigenen Auffassungen deckt, als nicht anständig, woraus man, wenn man nicht den Verstand, die Selbständigkeit und den träfen Witz der Thurgauerinnen so gut kennte, schliessen müsste, dass im grünen Kanton noch ganz zünftige Untertanenverhältnisse herrschen müssen. Aber es ist eben so, dass gewisse Leute, Männer und Frauen, direkt einen Komplex haben, wenn von den Frauen irgend etwas verlangt wird, was nicht schon in der Arche Noah Mode war.

Als erfreulich empfinden wir noch eine Meldung, wonach die Schokoladefabriken, um den dringenden Wünschen weiter Eltern- und Erzieher- und Aerztekreisen nachzukommen, die Frage prüfen, dass die verheerenden Likörfläschlein und Likörbonbons nur noch in grösseren Packungen, und nicht mehr im Detailverkauf angeboten werden sollten, wodurch schon ein gewisser Schutz für die Jugend erreicht würde. Ob diese Anregung vom Departement des Innern oder von den Fabrikanten selber ausgeht, wissen wir nicht, auf alle Fälle sollte sie durchdringen.

Ausserdem: melden die Genferinnen die Wahl von Mme Lobsinger-Dellenbach zum Direktor des Ethnographischen Museums, als Nachfolgerin von Herrn Eugène Pittard, einer bekannten Grösse auf diesem Gebiet.

In Visp ist die — wie von uns seiner Zeit gemeldet — zum Betreibungsbeamten gewählte Frau Denise Mengis noch zum Zivilstandsbeamten ernannt worden, da für eine solche Wahl absolut keine gesetzlichen Bestimmungen im Wege standen. — Ist Fräulein Colette Muret, Journalistin in Lausanne, durch die Gazette de Lausanne mit der Berichterstattung über die Herbstmanöver des I. Armeekorps beauftragt worden. Sie ist FHD, aber immerhin bedeutet ein solcher Auftrag doch, dass offenbar bald kein Gebiet des öffentlichen Lebens der Frau verschlossen bleibt, die ihr Leben selber formen und erkämpfen muss, und nicht nur als «züchtige Hausfrau» drinnen schalten und walten kann in der Geborgenheit der eigenen Familie.

Wenn wir diese kleinen Botschaften aus dem Berufsleben der Frau den Verhandlungen unserer Räte beifügen, so tun wir das nicht, um irgendwie zu betonen: seht, das können die Schweizer Frauen — das wissen kluge Schweizer Mannen sowieso — nein, wir wollen damit sagen, sie tun es, sie arbeiten auf jedem Posten, für den sie die Ausrüstung haben und auf den man sie stellt. Sie erfüllen ihre Pflicht, leisten ihr Möglichstes, erhalten sich und oft ihre Familie (Frau Wwe. Mengis z. B.) ihre Unabhängigkeit von der öffentlichen Fürsorge. Solcher Frauen gibt es Abertausende im ganzen Land. Der Dank dafür aber ist der, dass der Souverän — wir wissen, wer das ist — zu ihnen sagt: Hocket uf's Muul!

Aber — und das ist das letze Erfreuliche: es hat stark den Anschein, als ob dieses ewige «aufs Muul hocken» sehr vielen Schweizer Frauen allmählich gründlich verleidet sei und sie gewillt seien, zum Angriff überzugehen und auf alle Fälle mit ihren Ansichten über politisches Geschehen, politische Persönlichkeiten, und politische, gesetzgeberische und soziale Probleme aus ihrer bisherigen Reserve herauszutreten, wo je dieses notwendig ist. Dass sie den bisherigen — von der «Thurgauerin» allerdings abgesprochenen — Anstand auch weiter werden zu wahren wissen, dafür bürgt das hohe ethische Niveau, auf dem sie bisher seit Jahrzehnten um ihre Postulate gekämpft haben. Aber auch auf einer hohen Plattform kann einmal ein kräftiger Biswind den schlaffen, trägen Föhn ablösen — die Wetterprognose der frauenbewegten meteorologischen Anstalt deutet deutlich auf eine solche Wetterlage hin: L'union fait la force — en avant!

Europa-Kongress in Hamburg

Das einstige und hoffentlich zukünftige «Tor zur Welt», Hamburg, hatte den «Deutschen Europa-Rat» und daran anschliessend den «Internationalen Kongres der Europäischen Bewegung» zu sich geladen. Vier Pariser Verkehrspolizisten, sogenannte «Flics», halfen in diesen Tagen mit, den riesigen Hamburger Verkehr zu dirigieren und gaben der Gesamtbevölkerung eine Ahnung, wie gemeinschaftlich alles im kommenden Europa sein wird. Uebrigens fanden die gewandten Pariser sich überraschend schnell auf dem Hamburger «Rathausmarkt» zurecht.

Innen im Rathaus eröffnete Hamburgs erster Bürgermeister, Max Brauer, den Kongress. Brauers persönliches Schicksal beweist durch Emigration und Rückkehr, dass rechte Hanseaten sich keiner Tyrannei beugen, zuletzt aber doch ihrer Heimat treu sind, wenn diese sie wieder ruft. Von den grossen Wandgemälden des «Kaisersaales» aber schien während der Eröffnung alte abendländische Kultur Europas Zukunft zu grüssen. «Es ist kein Zufall, dass man sich in der Freien Stadt Hamburg zusammenfindet», wurde dieser Stadt von einem führenden Franzosen zugerufen.

Und so wollte Hamburg Symbol eines kommenden Europa sein, das auch noch aus tausend Wunden blutet, aber in Freiheit erstehen wird!

«Wenn wir nur wissen, wo wir stehen und was wir zu tun haben, dann wird es leicht sein, etwas zu tun!» hatte Bürgermeister Brauer in der Begrüssung gesagt, und Dr. Eugen Kogen, Präsident des Deutschen Rates der Europäischen Bewegung, nahm diese Worte in seinem grossen politischen Referat auf und führte sie weiter: «Wir brauchen keine Rezepte, sondern Maximen. Warum gibt es Europa noch nicht? — Durch den unendlichen Widerstreit demokratisch gleichberechtigter, politisch, wirtschaftlicher und geistiger Interessen-Gruppen, den Widerstreit der Vorstellungen, das Hängen an Begriffen des vorigen Jahrhunderts und den realen Widerstand der verschiedenen Kabinette, die ihr Ueberflüssig-Werden befürchten.»

In einer grossen öffentlichen Kundgebung in der neu erbauten Ernst-Merck-Halle erklärte Paul Henry Spaak, belgischer Ministerpräsident und Präsident des Europa-Rates unter grossem Beifall von 10 000 Zuhörern: «Deutschland muss Mitglied der europäischen Gemeinschaft werden, mit gleichen Rechten und gleicher Verantwortung... Es darf keine Zeit mehr verloren gehen. Noch diese Generation muss die Fundamente zum neuen Europa legen.» Der Franzose André Philip, einer der ersten Männer und Generaldirektor der internationalen Europäischen Bewegung, grüsste die Deutschen aus einer «Atmosphäre vollständiger Freiheit und Freundschaft» heraus. — Ein wenig abkühlend wirkten die Ausführungen von Mr. Sandys, dem Schwiegersohn Churchills, auf die Europa-willigen Deutschen. Er versuchte klar zu machen, dass ohne Deutschlands Verteidigungsbeitrag Europa nicht werden kann.

Auf der Gesamt-Tagung wurde noch man beherzigenswertes Wort gesprochen: «Unser Vaterland Europa» (Deutscher Sozialdemokrat Carlo Schmidt), «Europa nicht ohne England» (Lord Layten), «Deutschland über alles, Europa über Deutschland, Freiheit über Europa» (Salvador de Madariaga, Präsident des spanischen Komitees der Europa-Bewegung). In seinen drei Kommissionen leistete der Kongress ernstete Arbeit über «Vergangenheit als Problem der Gegenwart» (Leitung Henry Frenay, ehemaliger französischer Minister), «Gleichberechtigung der europäischen Staaten und Rechte und Pflichten, die sich aus der Völkergemeinschaft für alle Partner ergeben (Leitung Auguste de Schreyer, ehemaliger belgischer Minister), «Grundlagen und derzeitige Grenzen einer europäischen Gemeinschaft» (Leitung Heinrich von Brentano, deutscher CDU-Bundestags-Vorsitzender).

Der gesamte Kongres sollte mehr psychologisch, einfühlend, vorbereitend als politisch gewertet werden, obgleich viele Politiker daran teilnahmen und sich offen die Meinung sagten. Auch Mr. Sandys — als jüngerer, aber hoch begabter Politiker, offenbar auch in England mit der überkommenen Entwicklung häufig unzufrieden und darum dem Europa-Gedanken verschrieben — wurde von seinen französischen und anderen Freunden geraten, diesen Europa-Gedanken nicht von vornherein durch eine Verbindung mit Kriegsgedanken zu belasten.

Die Schuld Deutschlands wurde auf diesem Kongress ebenso klar erkannt wie die Fehler der Besetzungszeit. Beides hat zu den heutigen grossen Weltschwierigkeiten beigetragen. Aber der Kongress möchte einen Schlusstrich unter alle Schuld ziehen und neu anfangen.

An führenden Frauen nahmen teil: Luise Schröder, Bürgermeister von Berlin, Theanolte Bähnisch, Regierungspräsident von Hannover und Vorsitzende des Deutschen Frauenrings, Thea Harmuth, Mitglied des Bundesvorstandes des Deutschen Gewerkschaftsbundes, Inge Scholl, Jugendvertreterin und Schwester der tapferen, unter Hitler hingerichteten Geschwister Scholl, Helene Wessel, Bundestagsmitglied und Sprecherin der den Frieden wollenden deutschen Frauen, Christine Teusch, Kultusminister von Rheinland-Westfalen und viele andere.

Nach der Tagung hat sich Präsident Spaak dahingehend ausgesprochen, das die Deutschen, so-

Das vergnügliche Geschichtlein

Von Ida Frohnmeyer

Es tut mir leid, dass mir kein anderer, kein Titel, wie es sich gehört, einfällt. Aber das, was ich erzählen will, ist so furchtbar einfach, so furchtbar alltäglich, dass ich mich geradezu geniere, darüber zu setzen: Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind (um die geht es nämlich!) oder: Der fünfundneunzigste Geburtstag (das war der Anlass, der das Geschichtlein in Szene setzte).

Das vergnügliche Geschichtlein beginnt in einem Eisenbahnwagen. Man sieht da in einer Ecke — zweiter Klasse? — Nein, dritter, aber es ist ein nigelnagelneuer Wagen, wie Frau Esther mit Befriedigung konstatierte, als sie sich in besagter Ecke niederliess. Denn Frau Esther hat ihr ebenso nigelnagelneues Tailleur an, das ein kleines Gefühl der Eitelkeit in ihr wachruft. Aber — honny soit qui mal y pense! Frau Esther ist ein durch und durch liebes, gütiges, auf rechten Wegen wandelndes Menschenkind, dazu eine ausgezeichnete Hausfrau und last not least eine aufopfernde Mutter. Nur eines fehlt ihr, und sie schämt sich darob jeden Tag aufs neue: sie besitzt keinerlei pädagogische Fähigkeiten. Und ist doch Kindergärtnerin gewesen! — Zwei Jahre lang! — Nach einem la Examen! — Und das pädagogische Ungeschick ist im Kindergartenbetrieb keineswegs spürbar geworden. Kinder und Mütter und die Inspektion sind mit ihrer Führung restlos zufrieden gewesen. Das bedenkliche Manko auf dem Gebiet Erziehung ist erst offenbar geworden, seit sich Frau Esther mit der eigenen Tochter befassen muss.

Sie trägt den Namen Silvia, und wenn dieser Name etwa dazu verleitet, ein sylphidenhaftes Wesen vor sich zu sehen, wird bei ihrem Anblick gründlich enttäuscht werden. Es ist ein rundes Bummerchen, das Frau Esther gegenüber in der andern Ecke des Eisenbahnwagens sitzt und durch seine Brillengläser die rechts und links einer allerliebsten Stumpfnase glitzern, die Umgebung mustert. Ein dicker Herr im gegenüberliegenden Viereck scheint ihr besonderes Interesse zu erregen, und Frau Esther fühlt, wie ihr das Blut zu Kopfe steigt, denn gewiss wird Silvia im nächsten Augenblick etwas furchtbar Unpassendes über seinen Bauch sagen oder sich erkundigen, warum er keine Haare habe... Zu allem hin nickt ihr der alte Herr auch noch aufmunternd zu, und nun nimmt er aus einem Etui eine Brille, wischt sie mit dem Taschentuch aus und sagt: «Siehst du, kleines Fräulein, andere Leute tragen auch eine Brille, d. h. wenn sie die Zeitung lesen wollen. So weit wirst du ja wohl noch nicht sein — warum nur hast du eine auf deinem Gwundernäsi?»

Frau Esther bewegt sich unruhig... Wahrscheinlich ist er ja ein liebenswürdiger alter Herr; aber taktvoll — nein, taktvoll kann man seine Frage nicht nennen. Sie holt tief Atem und will eben zur Erklärung der Brillengläser ansetzen, aber die Tochter kommt ihr zuvor.

«Die Brille brauche ich zum Schielen!» erklärt sie strahlend, und in ihren runden Backen werden zwei derart bestrickende Grübchen sichtbar, dass der alte Herr die schon erhobene Zeitung sinken lässt und Silvia seinerseits strahlend betrachtet.

Doch nun greift Frau Esther ein und erklärt, es handle sich um eine ganz minimale Schwäche der Augen, die in ein, zwei Jahren behoben sein werde, so dass damit zu rechnen sei, dass Silvia beim Schuleintritt keine Brille mehr brauche, ein Umstand, den sie äusserst begrüssen würde, da dieses quecksilbrige Kind schon die vierten Gläser trage, was, ganz abgesehen von der Ausgabe, jedesmal eine furchtbare Aufregung bedeutet hätte, denn, nicht wahr, die Augen selbst hätten ja Schaden nehmen können.

Doch, doch, könne er sich das gut vorstellen, meint der alte Herr und hebt die Zeitung in Augenhöhe. Uebrigens heisse es ja, Kinder hätten einen Schutzengel.

«Ich habe nicht einen, ich habe drei — Emmeli hats gesagt!» erschallt da Silvias Stimme, die leider keineswegs von silbernem Wohlklang ist, sondern eher an eine durchdringende Trompete gemahnt. Gleichzeitig wischt sie die Schuhsohlen am Tailleur ab, so dass Frau Esther etwas atemlos erklärt: «Emmeli ist unsre Haushilfe!»

Aber wieder erschallt die Trompetenstimme. «Sonst sagst du es anders, Mammi! Eine Perle — sagst du sonst!»

Der alte Herr lacht, und auch Frau Esther lacht und zwar aus erleichtertem Herzen. Denn, nicht wahr, es hat auch Augenblicke gegeben, die den Glanz der «Perle» etwas trübten und dementsprechend eine weniger rühmliche Bezeichnung zur Folge hatten — welche Bewahrung, dass Silvia nicht auf den Gedanken gekommen, eine solche zu berichten! Ach, möchte doch auch bei Grossmutters Geburtstagsfeier ein guter Engel über Silvelis Mundwerk wachen, damit die Mutter sie nicht mit vernichtenden Blicken bedenken würde wie kürzlich, als sie zur Feier von Silvelis viertem Geburtstag bei ihr zu Gast gewesen...

Indes der alte Herr die Zeitung liest und Silvia mit turnerischen Uebungen beschäftigt ist, die auch das Tailleur und die Schienbeine der Mutter in den Bereich der Tätigkeit ziehen, müssen wir versuchen, den immer wieder durch Stösse unterbrochenen Gedankengängen Frau Esthers zu folgen.

Sie reist zu einem ausserordentlichen Familienfest, zum 95. Geburtstag der Grossmutter, die die Mutter ihrer Mutter ist und im Oberstock der elterlichen Wohnung lebt. Die alte Dame ist noch wohlauf, was die Beweglichkeit der Glieder und die Klarheit des Geistes anbelangt. Denn, dass sie seit einigen Wochen die Gewohnheit angenommen hat, halblaut zu denken, dann doch wohl nicht als Trübung des Geistes bezeichnet werden. Aber das Gehör hat nachgelassen, und da sie sich mit dem Eigensinn hohen Alters dagegen wehrt, einen Hörapparat zu gebrauchen, ist eine Konversation nicht eben einfach. Frau Esther hat es deshalb unterlassen, die kleine Tochter mitzubringen, wenn sie ihre halbjährlich fälligen Besuche im Elternhaus abstattet. Allerdings, um ganz ehrlich zu sein: sie brachte Silvia nicht mit, weil sie sich vor den kritischen Augen ihrer Mutter fürchtet.

Wir dürfen es Frau Esther nicht verübeln, dass sie an dieser Stelle ihres Gedankenweges angelangt, tief aufseufzt. Denn es ist wirklich nicht leicht, Tochter einer Frau zu sein, die mit absoluter Unfehlbarkeit ausgestattet ist. Wenigstens ist sie selbst davon felsenfest überzeugt, und diese Ueberzeugung hat auf das weiche und schüchterne Gemüt der Tochter einen geradezu hypnotischen Einfluss ausgeübt, so dass jeder aufrührerische Gedanke, jeder Zweifel an der Mutter Vollkommenheit erwürgt wurde, eher Gedanke und Zweifel lebendig werden konnten. Auch das gutmütige Spotten ihres Mannes hat diese Hypnose nicht aufzuheben vermocht.

Zum zweiten Mal seufzt Frau Esther abgrundtief, denn der vierte Geburtstag Silvelis steigt in ihrer Erinnerung auf... Wieder und wieder hatte die Mutter ihr versichert, noch nie einem Kinde begegnet zu sein, das derart hemmungslos seine Meinung äussere, das so viel Lärm und Unruhe verursache — und ausgerechnet dieses schlechterzogene Kind sei ihre Enkeltochter! Auch die Brille, die just in jenen Ta-

Einsender von unverlangten Manuskripten werden dringend gebeten, das Rückporto beizulegen, da sonst nicht für Rücksendung garantiert wird. Vorstand und Redaktion

weit es sich um die Wiederherstellung der deutschen Einheit oder um die Aufnahme Deutschlands in die europäische Gemeinschaft gehandelt hätte, in ihren Sympathiekundgebungen eindeutig gewesen seien, aber sofort kühl wurden, wenn von Wiederaufrüstung die Rede war. Er versteht die Deutschen nicht, die einesteils nicht kommunistisch werden wollen, anderenteils das durch ihren Wehrbeitrag nicht zu verhindern sich bemühen. — Und hier liegt in der Tat ein problematisches Verhalten gerade der ernsthaftesten Deutschen vor, das nur aus der geschichtlichen Entwicklung zu verstehen ist: die Deutschen kennen den Krieg und seine entsetzlichen Folgen, sie kenen aber auch den Kommunismus, der einen grossen Teil von ihnen augenblicklich schwer heimsucht, was zur Folge hat, dass der westliche, freie Teil dieses Volkes bei allen Wahlen sich immer entschiedener vom Kommunismus abwendet. Ist es darum nicht zu begreifen, dass sie sowohl Krieg als auch Kommunismus ablehnen, auch wenn sie nicht wissen, welche Wege praktisch beschritten werden könnten, um beides zu verhindern. Sie hoffen darum, dass die UN, die Deutschland in zwei Teile zerrissen habe, es auch wieder einigen, auch wenn sie klar sehen, dass eine Einigung zwischen den Westmächten und den vom Bolschewismus befallenen Mächten eigentlich undenkbar ist. Die Deutschen sind fast ausschliesslich in ihrer geistigen und moralischen Haltung westlich (erst recht die gequälten Deutschen hinter dem Eisernen Vorhang,) erwarten aber, dass der Westen das Wunder vollbringt, den Osten geistig zu überwinden — ohne Krieg! Das deutsche Volk — immer schon metaphysisch gerichtet — weiss, dass es damit etwas will, was heute fast unmöglich erscheint. Aber Gedanken sind Kräfte. Das hat dieses Volk im negativen Sinne erfahren in der Hitlerzeit. Darum will es nunmehr im positiven Sinne diesen Kräften Einlass gewähren und weiter das wollen, was den realistischen Westen unerfüllbar erscheint.

Vielleicht ist diese Tatsache auf dem Europa-Kongress in Hamburg zum ersten Mal transparent geworden. Vielleicht werden die Deutschen sich jetzt selbst erst klar, was für unmögliche Möglichkeiten sie hiermit ins Auge fassen, die an sich erfüllbar nur dem religiösen Menschen sein dürften. Also auch dem religiösen Volke!

Vielleicht fühlt aber das deutsche Volk jetzt schon in seinem durch Leiden und Schuld gereiften Wesen, dass die Weltgeschichte an einem Punkte angelangt ist, an dem irdische Realisierungen und edelste Wünsche oft unvereinbar werden. Vielleicht beweist auch die Erfindung der Atomkraft, durch die physische Dinge das Jenseits berühren, dass eine Wende angebrochen ist, in er Unmöglichkeiten möglich werden. So wie die Atomkraft bisher geltende physikalische Gesetze aufhebt und den bisherigen Ablauf von Ursache und Wirkung beendet, so scheint auch das deutsche Volk mit seinen scheinbar unverständigen und unverständlichen Wünschen nicht mehr den Kategorien von Ursache und Wirkung untertan. (Oder ihnen ausweichen zu wollen!? Red.)

Wie aber die Atomkraft — eben weil sie letzlich eine geistige Kraft ist — zugleich gefährlich wie auch fruchtbar wirken kann; je nach Missbrauch oder guter Anwendung, so kann auch die Umwandlung des deutschen Volkes aus einem militaristischen in ein dem Frieden denkendes Volk eine metaphysische Tatsache sein, die — falsch gelenkt — Vernichtung bringen — richtig verstanden und behandelt, positive Verwandlungskräfte für die ganze Welt in sich bergen kann.

Das möchten die deutschen Mütter den Politikern antworten, die heute staunend vor dem deutschen Volk und seiner neuen Einstellung stehen.

Unsere Zeit bringt ganz neue Probleme, die der natürliche Verstand oft nicht mehr begreifen kann.

M. R.

Die West-Ostmütterhilfe der WOMAN

Die West-Ostmütterhilfe der WOMAN (Welt-Organisation der Mütter) ist entstanden aus dankbarer Erinnerung an die Careaktion des Auslandes in den schwersten Nachkriegsjahren. Die Tausende von Paketen, Päckchen und Briefen, die durch Vermittlung dieser Mütterhilfe in die Ostzone gegangen sind, haben drüben das Gefühl gestärkt, nicht vergessen zu sein und damit zur unverlierbaren Einheit Deutschlands beigetragen.

Aber je umfangreicher die Arbeit geworden ist (etwa 3000 Mütter und ihre Familien werden betreut), um so dringender werden die Hilferufe von drüben. Diese Hilfe ist dort bereits sehr bekannt, vor allem unter den TB- und anderen Kranken. Denn die westdeutschen Mütter haben sich dieser Not besonders angenommen, weil wichtige, dringend notwendige Medikamente drüben nicht zu bekommen sind. Man kann sich vorstellen, was es den Menschen, die in ihrer Verlassenheit und Not nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, bedeutet, zu erfahren: im Westen gibt es Mütter, die uns persönlich unbekannt sind, die wollen unsere helfenden Freundinnen werden!

Wie ermöglichen diese Mütter ihre Hilfeleistung? Immer wieder wenden sie sich an pharmazeutische Fabriken, Apotheken und Aerzte im Westen und bitten um Medikamente. Durch Aufrufe im Rundfunk gelang es ihnen, westliche Patenmütter (auch Väter!) zu gewinnen, die eine oder mehrere Ostfamilien betreuen. Aber gerade in letzter Zeit wurden sie aufgefordert, auch durch Zeitungen zu werben für diese wichtige Aufgabe. Die Zahl der Bittenden ist in letzter Zeit nämlich so gewaltig geworden, dass ganz andere Hilfsmöglichkeiten erschlossen werden müssen.

So konnte dem Vater mit zwei Buben von 12 und 13 Jahren, der seine Frau vor 2 Jahren verlor, bisher nicht geholfen werden. Als Umsiedler aus dem Sudetengau ist er arbeitslos. Die mutterlosen Jungen müssen auf ihren Igelithschuhen täglich weit über Land gehen, um die Schule zu besuchen. Sie haben oft wunde Füsse.

Da schreibt die Flüchtlingsfrau aus Oberschlesien, deren Mann gelähmt ist, welche Freude es sei, «dass es im Westen Leute gibt, die unsere Not begreifen». Nur die 15jährige Aelteste der drei Kinder verdient monatlich 54 Ostmark durch Schreibarbeit, muss zu ihrem Arbeitsplatz aber täglich 12 km laufen und verbraucht 10 bis 15 Ostmark für Schuhreparaturen.

Einem alten Invaliden mit 65 Ostmark Rente mangelt es an Hosen. Sicher sei es in Westdeutschland möglich, einen Herrn zu finden, der ein paar abgelegte Hosen übrig hat».

Eine Mutter von 6 Kindern berichtet von dem «seelischen Aufschwung», den man hat, «wenn man wieder an gute Menschen glauben kann».

Frau X. hat soeben eine schwere Operation hinter sich und hatte vergeblich gehofft, bei ihrer Heimkehr aus dem Krankenhaus eine Betreuung durch die West-Ostmütterhilfe zu erhalten. Aber bescheiden schreibt sie, sie verstände, dass es traurigere Fälle gäbe als den ihren. Jedoch sie wartet weiter. Hoffentlich nicht vergeblich!

Andere Wünsche sind mehr geistiger Art: «Es wäre schon manches leichter zu ertragen, würde man bei den westlichen Brüdern und Schwestern etwas mehr Verständnis finden. Auch die geistige Not drückt uns sehr, ein gutes Buch ist bestimmt etwas, das uns genau so fehlt, wie die materiellen Notwendigkeiten». Und dabei gibt es in Westberlin eine Stelle, die nur darauf wartet, dass Westdeutschland Bücher für die Ostzone sendet.

Das sind nur wenige Beispiele aus den vielen Briefen derer, denen bisher nicht geholfen werden konnte. Beschämend sind die Dankbriefe. Man fragt sich beim Lesen immer wieder: was hat man denn so Grosses getan? War es nicht eine kleine Selbstverständlichkeit?

«Die Hilfe kam uns vor wie ein Geschenk des Himmels, weil wir nicht wussten, wem wir sie zu verdanken hatten». Die West-Ostmütterhilfe tritt mit ihrem Namen nämlich möglichst zurück und lässt die Helfer ihre Absender schreiben.

«Gross war die Freude allein schon über den freundlichen Brief.... Mit Spannung warteten wir auf das Paket, was mit Jubel in Empfang genommen wurde. Der Inhalt übertraf bei weitem unsere Erwartungen». Oder: «Wir verdanken Ihnen sehr viel. Meine Frau hat durch Sie gute Schuhe bekommen. Frauen sind hier mit dem Schuhwerk oft sehr schlimm dran, soweit sie nicht mehr arbeiten können, also wertlose Menschen für die Produktion sind.»

Beachtenswert ist, das die Helfer und Helferinnen der West-Ostmütterhilfe meist nicht den allerdings kleinen Schichten angehören, die heute in Westdeutschland noch Luxus treiben können, sondern oft selbst Flüchtlinge sind, die wieder arbeiten dürfen. Sogar Hausangestellte helfen. Witwen mit Kindern, die wissen, was es heisst, Kinder zu kleiden, senden ausgewachsene Kleidung durch die West-Ostmütterhilfe nach drüben. Sollte das nicht alle die nachdenklich machen, die noch ein Scherflein erübrigen könnten für die Menschen, die Deutsche sind wie sie selbst?

Dr. Maria Rhine

Hamburg Fu., Rübenhofstr. 35 b.

Vom Verpassen

Besteht nicht ein Menschenleben — ein Frauenleben besonders — zu Dreiviertel aus verpassten Gelegenheiten? Oft will es so scheinen.

Da meldete sich neulich ein alter Bekannter am Telephon, er nannte sich, wie mir schien ein wenig verlegen, ein «alter Verehrer». Achtzehn Jahre oder mehr sei es her, dass wir uns gekannt hätten, ob ich mich seiner noch entsänne? Das Lot des Erinnerns sank nun in die Tiefe des so lange Vergangenen, geriet an dieses und jenes Gesicht, an diesen und jenen Namen. Eine Geige und ihr verträumter Spielmann kamen in traute Nähe. Ein Ruderboot auf der Themse zeigte sich, vier junge, fröhliche, ein wenig verliebte Menschen sassen darin. Bälle mit rauschender Musik und dem Wirrwarr vieler Sprachen und festlicher Menschen, Studenten mit ihren Mädchen, kaum eines von ihnen über zwanzig — Frauen um die Dreissig galten mir damals als bedauernswert alt und dem Leben entrückt — all das schien wie eben erst vorüber. Doch das Gesicht des Mannes, der jetzt mit gedämpfter Stimme durchs Telephon sprach, war nicht darunter. Dennoch wusste er mich an Einzelheiten aus jener Zeit zu erinnern. Sollte ich geschwind eine Höflichkeitslüge erfinden, um den unbekannt-Bekannten nicht zu enttäuschen, falls ich wahrheitsgetreu sagte, dass er vergessen wurde? Es war schon zu spät. Den Lippen war das Geständnis entschlüpft, also blieb mir nur übrig, den Mann freundlich zu mir zu bitten. Er sagte für den nächsten Tag zu.

Jetzt fing das Rätselraten erst recht an. Er liess mir keine Ruhe mehr. Gab es denn das wirklich: einen Verehrer, von dem man nichts wusste, dessen Bewunderung man nie bemerkt hatte? Aber so ist die sorglose, selbstsichere Jugend. Sie setzt alles auf eine Karte und sieht nicht die vielen anderen Möglichkeiten, die der Fächer ihrer Blätter öffnen lässt. Später, wenn das Spiel längst zu Ende ist, wenn es vielleicht sogar verloren wurde, werden wir gewahr, wie grosszügig wir unsere Chancen in den Wind geschlagen haben und wir warten, freudig und bescheiden, auf einen unbekannten, nie wahrgenommenen und doch so anhänglichen Verehrer. —

Nun hat er sich soeben wieder verabschiedet. Sein Zug fahre in knapp einer halben Stunde. Er hoffe aber, das nächste Mal mehr Zeit zu haben. —

Wie war das doch seltsam, als dieser hohe, nicht mehr junge, schlanke Mann sich über die dargebotene Hand neigte, so als sollte das leichte Verweilen der Lippen auf dem Handrücken manches nachholen, was einst aus Schüchternheit unterblieb. Ich begann, ganz unauffällig, genauer in seinem Gesicht zu lesen und stellte mir vor — obschon noch kein Erinnern aufsteigen wollte — wie diese Augen wohl vor achtzehn Jahren geblickt hatten: etwas scheu, aber gut und warm. Hatte die Stimme wohl damals schon so tief geklungen? Und wurden die Worte dort schon ein wenig zögernd aneinandergereiht, unter erzwungener Gelassenheit innere Unruhe, Suchen und hilfloses Tasten verratend?

Ja, so waren sie, diese grossen, schlanken jungen Männer: ein wenig scheu und doch sehnsuchtsvoll. Und wer wie sie selber, scheu und verlangend zugleich ist, geht an ihnen vorbei, ohne je zu erfahren, wie gut das langsame Zudrücken ihrer Hand ist.

e. l.

Politisches und anderes

Dritte Sessionswoche der Eidgenössischen Räte

Die letzte Sitzung der zu Ende gehenden Legislaturperiode widmete der Nationalrat der Beratung und Annahme des neuen Bürgerrechtsgesetzes über welches wir bereits im letzten Blatt kurz berichteten. Auch das Landwirtschaftsgesetz konnte verabschiedet werden, nachdem in letzter Stunde die Differenzen mit dem Ständerat bereinigt wurden. Dagegen wurde die Debatte über das Fernsehen auf die Dezembersession verschoben. Im Ständerat kamen u. a. zur Schlussabstimmung und Annahme des Landwirtschaftsgesetzes, das Gesetz über Arbeitsbeschaffung der Privatwirtschaft und die Teuerungszulage an das Bundespersonal.

Tösstalbahn elektrifiziert

Vergangenen Samstag wurde der elektrische Bahnbetrieb der Tösstalbahn festlich eingeweiht.

Lordmayor von London in Zürich

Am Freitagabend ist der Lordmayor von London, Sir Denis Lowson, mit seinem Gefolge zu einem Gegenbesuch in Zürich eingetroffen.

Einweihung des Swiss Centre in New York

Auch in New York wurde kürzlich das Swiss Centre eingeweiht. Es befindet sich im neuerbauten Sinclair Building und beherbergt die Bureaux der Swissair, des Schweizerischen Reisebureau, und des Schweizerischen Bankvereins. Die Einweihungsfeier gestaltete sich zu einer warmen Kundgebung schweizerisch-amerikanischer Freundschaft.

Neue Atombomben-Explosion in Russland und die Erklärung Stalins

Wie aus dem Weissen Haus mitgeteilt wurde, hat sich kürzlich in Sowjet-Russland eine neue Atombomben-Explosion ereignet. Es handelt sich um die zweite Ankündigung durch die Vereinigten Staaten. Die erste erfolgte durch Präsident Truman am 23. September 1949. In einem Interview, das Stalin dem Korrespondenten des Regierungsblattes «Prawda» gewährte, erklärte Marshall Stalin, Russland habe kürzlich einen Versuch mit einer Atombombe durchgeführt und es werde in Zukunft weitere Versuche mit Atombomben verschiedenen Kalibers machen. Es bestehe aber kein Anlass der Besorgnis für die Sicherheit der Vereinigten Staaten, weil die Sowjetunion nicht nur gegen eine Anwendung von Atombomben, sondern auch für ein Verbot und für die Einstellung der Fabrikation von Atombomben sei

Offensive in Korea

Vergangenen Mittwoch haben die Truppen der Vereinigten Nationen eine grosse Offensive eingeleitet, die auf starken Widerstand der Kommunisten stiess. Gleichzeitig schlagen diese vor, den Verhandlungsort für die Waffenstillstandsverhandlungen von Kaesong nach Panmunjom zu verlegen, um die Sicherheit des Konferenzortes zu gewährleisten. General Ridgway hat den Vorschlag angenommen.

Die arabische Liga und die Marokko-Frage

Die arabische Liga hat ihre seit Monaten angekündigte Drohung, den «Konflikt» zwischen Frankreich und Marokko vor die Vereinigten Nationen zu bringen, wahr gemacht. Ein Telegramm des ägyptischen Aussenministers fordert den Generalsekretär der Uno auf, diesen Konflikt auf die Traktandenliste der Pariser Tagung zu setzen.

Internationale Auswanderungskonferenz

In Neapel tagten die Vertreter von 27 Ländern zur Behandlung der Auswanderungs-Probleme übervölkerter Länder. Es sollten in den nächsten fünf Jahren 1,7 Millionen Menschen neue Heimstätten finden.

Truman und die amerikanische Presse

Anlässlich einer Presekonferenz erklärte Truman, die amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften hätten 95 Prozent der amerikanischen Geheiminformationen veröffentlicht.

Aenderung des Ehegesetzes in Jugoslawien

Auf Grund der Aenderung des bisherigen Gesetzes über die Eheschliessung, können die jugoslawischen Frauen von nun an Ausländer heiraten ohne zuvor die Erlaubnis des Justizministeriums einzuholen.

cf.

gen angeschafft werden musste, hatte der Mutter tiefstes Missfallen erregt, denn in ihrer Familie wurde nicht geschielt!

Zum dritten Mal seufzt Frau Esther, und diesmal wird Silvia aufmerksam. Sie stützt sich mit beiden Händen auf der Mutter Knie und fragt teilnehmend: «Bauchweh, Mammi?»

Frau Esther schüttelt lächelnd den Kopf und streichelt zärtlich den vor ihr auf und ab tanzenden weissblonden Schopf. Und sie denkt dabei: Sie hat solch liebevolles kleines Herz. Das Ungebärdige ist ja nur äusserlich, tief innen ist sie so zart ... Wenn nur Mutter das erkennen könnte! Aber eben, sie war solch tugendhaftes Kind, und ich kann ja verstehen, dass es wie eine Strafe für sie sein muss; zuerst eine Tochter, die schon sehr viel zu wünschen übrig lässt, und nun dieses Grosskind ...

*

Frau Esther hat es so einzurichten gewusst, dass sie vor dem Eintreffen des grossen Familienschwarms bei der Grossmutter erscheinen darf. Als sie, Silvia an der Hand die Treppe ersteigt, klopft ihr Herz wie ein Hammer und vor der Türe angelangt, muss sie ein paarmal leer schlucken, ehe sie zur kleinen Tochter sprechen kann.

«Silveli», sagt sie leise und beugt sich zu dem Kind herab, «du hast doch deine Mammi lieb?»

Statt einer Antwort lässt Silvia den mächtigen Strauss, den sie mit beiden Händen umklammert hat, fallen und umschlingt die Knie der Mutter mit einem gellen kleinen Liebesschrei.

«Silveli! Um Gotteswillen, Kind, ich falle ja! — Komm sei artig — nimm den Strauss wieder auf — so ists recht! Und wenn wir nun hineinkommen, Herzelein, gehst du auf die liebe Urgrossmama zu und gibst ihr die Blumen und sagst so laut du kannst: ich gratuliere dir zum Geburtstag! Das kannst du doch sagen, nicht?»

Silvia nickt und fragt: «Und dann? Was machen wir dann?» «Dann — ja, dann könntest du auf ein Schemelchen sitzen, bis die andern kommen.»

Auf ein Schemelchen sitzen?! Es ist dem runden Gesichtlein deutlich anzusehen, dass der Plan keinen Beifall findet. Das Stumpfnäschen macht einen verzweifelten Versuch, melancholisch auszusehen, und da ihm dies nicht gelingt, tut es seine Missbilligung durch Schnupfen kund, gleichzeitig senken sich die Mundwinkel, und das Kinn fängt an zu zittern.

«Silvia!» Frau Esthers Stimme klingt wie die einer Ertrinkenden. «Silvia, wenn du jetzt sofort ein freundlicheres Gesicht machts und tust, wie ich dir gesagt habe, gehen wir — gehen wir später in den Zolli zu den Affen und dem Känguruh!»

Na, das lässt sich eher hören! Das ist ein Anderlei als auf einem Schemelchen sitzen! Die Mundwinkel gehen in die Höhe — die Augen fangen an zu glitzern, und nun lässt Silveli den Strauss fallen, hängt sich an die Klinke und schwingt sich in dieser Weise in die feierliche Altfrauenstube hinein, gefolgt von der entsetzten Mutter, die hastig den Strauss aufhebt.

Das erste, was Frau Esther beim Betreten des Zimmers erblickt, ist das Gesicht ihrer Mutter, das ihr mit erhobenen Brauen entgegenschaut. Die Mutter steht neben dem hochlehnigen Stuhl der Grossmutter, die sich darin wie ein dem Rahmen entstiegenes Ahnenbild ausnimmt — sorgfältig frisiert, in schwarzem Seidenkleid, um den Hals liegt doppelt geschlungen eine goldene Kette.

Frau Esther löst mit zitternden Fingern ihre baumelnde Tochter von der Klinke, drückt ihr den Strauss in die Hände und geht mit ihr auf die alte Dame zu. Sie wagt ihr kaum ins Gesicht zu sehen, denn was wird sie von diesem Auftreten ihrer Urenkelin denken?!

Aber siehe da! Das von unzähligen Fältchen überspielte Gesicht lächelt — lächelt dem runden Persönchen hinter dem Riesenstrauss zu, und nach ihrer Gewohnheit beginnt die alte Dame halblaut zu denken ... «Zu drollig, zu drollig, wie sich alles wiederholt! Charlotte war genau so ungezogen und wild — ich konnte ihr noch so lange Predigten halten. Immer musste ich mich wundern, dass sie solch gutes Kind hatte wie diese Esther. ... Aber Temperament lässt sich nicht unterdrücken, ja, ja, bricht im Grosskind wieder durch. Zu drollig, zu drollig! Und dass es auch eine Brille trägt! Aber das geht vorüber, ja, ja ... Charlotte musste sie nur zwei Jahre tragen ...»

So, das wäre das vergnügliche Geschichtlein! Aber o weh — eben kommt mir zu Bewusstsein, dass es für Frau Charlotte gar nicht vergnüglich war! Sollen wir am Ende doch sagen: Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind ...?

Schweizer Kunstausstellung in Bern

«Je ne me suis pas réalisé.» Dieses Bekenntnis, vom französischen Maler Cézanne ausgesprochen, mag auch dem nicht ganz verständlichen Entscheid des Eidgenössischen Departementes des Innern zugrunde gelegen haben. Die sogenannte «Nationale», die turnusgemäss alle fünf Jahre stattzufinden hat, konnte längst nicht mehr zur vollen Zufriedenheit realisiert werden. Die Kritik war immer lauter und schärfer geworden, je mehr die Zahl der Kunstschaffenden im Lande und folglich die Nationale bis zur Mamutausstellung angewachsen und je breiter der Graben zwischen Volk und Kunst geworden war. Die bedrängten Veranstalter, das Eidgenössische Departement des Innern und die Eidgenössische Kunstkommission, ersuchten um Vorschläge zu neuen Richtlinien. Vielleicht sind keine geeigneten eingegangen ... und so nah man sich nach einem andern Ausweg um. Sollen sich andere im Feuer der Kritik die Hände verbrennen, und also übergab man die Organisierung der Ausstellung 1951, nicht etwa als Danaergeschenk wie Bundesrat Dr. Etter sagte, dem schweizerischen Kunstverein. Von wem die Idee ausgegangen, wurde an der Eröffnungsfeier nicht gesagt, hingegen wurde sie von beiden Partnern, Bundesrat Etter und Prof. Huggler, Präsident des schweizerischen Kunstvereins, als schätzens- und dankenswert bezeichnet. Doch gleich erhob sich das Janushaupt; schon war die Meinung des Publikums geteilt.

Jedem Schweizerbürger stand das Recht zu, diesmal sogar drei Werke zur Prüfung einzusenden. 1200 Kunstschaffende, Dilettanten inbegriffen, haben davon Gebrauch gemacht. Die Jury stand vor der grossen Aufgabe, von 3500 Arbeiten das Beste auszuwählen. Nur ein Viertel der Einsendungen, 735 Werke von 340 Künstlern, darunter 50 Frauen, konnten berücksichtigt werden. Die Zahl der Enttäuschten ist also sehr gross. In der Beziehung hat sich nichts gebessert! Gut war die Idee, die Kunstgattungen zu separieren, so dass das Knustmuseum die Malerei, die Kunsthalle Plastik und Wandtepiche, die Schulwarte Graphik aufgenommen hat. Zur besseren Uebersicht sind richtigerweise den verschiedenen Kunstrichtungen eigene Säle zugewiesen.

Auffallend ist, dass diesmal die sogenannte «moderne» Kunst die Priorität erhalten hat; dann ist auch das welsche Element sehr stark vertreten. Dies veranlasst uns, die Liste der Juroren näher zu betrachten. Die welsche Schweiz hat drei, also am meisten Vertreter, damit ist das eine Phänomen erklärt. Wer das Dogma von Walter Bodmer, Basel, kennt, für den nur der abstrakte Himmel existiert,

Etwas von der Mode

Eine kleine Plauderei

Das Wort Mode, vom lateinischen modus, bedeutet eine zeitweilige Art und Weise, einen zeitweiligen Brauch. In der wissenschaftlichen Sprache wurde und wird das Wort Modus oft angewendet. Der berühmte französische Philosoph in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts René Desvartes bezeichnete als Modi (Plural von modus) der Ausdehnung die Besonderheiten des Körpers, wie seine Lage, Gestalt und Bewegung, als Modi des Geistes dessen Besonderheiten wie Fühlen, Wollen, Begehren, Vorstellen usw. Das männliche Wort Modus drückt also etwas Unveränderliches, Beständiges aus, wogegen das weibliche Wort Mode gerade das Gegenteil besagt, nämlich etwas Veränderliches und Wechselndes, abhängig vom zeitweiligen Geschmack.

So ist die Mode ein wandelbares und flüchtiges Zeichen des allgemeinen Lebensstils einer Zeitepoche — Willkür und Konvention sind an ihr wesentlich beteiligt. Ihr ist vor allem die Kleidung unterworfen, aber auch die allgemeine Lebensweise, gesellschaftliche Verkehrsformen, die Wohnung; aber auch Kunst, Literatur, Theater usw. sind von den Modeströmen abhängig. Der Mode zugunde liegt das dem Menschen eingeborene Bedürfnis nach Abwechslung und Veränderung (dem im tieferen Sinn auch der Trieb nach Entdeckung und Forschung entstammt). Wer die Mode befolgt — wir denken dabei vor allem an die Kleidermode — will durch den Wechsel in seiner äusseren Erscheinung dem Mitmenschen imponieren, seine Bewunderung hervorrufen. Zugleich aber auch wünscht er und noch mehr sie damit zu dokumentieren, zur «besseren Gesellschaft» zu gehören, wo man sich solche Neuanschaffungen leisten kann. Wer sich ausserhalb der Mode stellt, sie nicht mitmacht, gilt entweder als Eigenbrödler und Sonderling, oder zeigt damit seine Mittellosigkeit und wird also nicht der «höheren Klasse» zugehörig betrachtet. In früheren Zeiten war alles Modische das ausschliessliche Privileg der Reichen und Vornehmen, an dem die unteren Klassen kaum einen Anteil hatten. In neuerer Zeit hat sich ein Wandel vollzogen. Seitdem die Industrie die Modeströmungen für ihre Zwecke benutzt, nimmt auch das Volk daran teil. Die Mode wird besonders in der Frauenkleidung von der Massenproduktion abhängig. Sie muss sich bei ihrer Kurzlebigkeit auf raschen Absatz einstellen, was die Güte und Dauerhaftigkeit der Ware beeinträchtigt. In geistiger Hinsicht entsteht häufig eine Verflachung dort, wo es sich um Mode handelt. Spricht man von Modedichtern oder gar von Modephilosophen, so geschieht es immer in einem etwas abschätzigen Sinn. Die schnelle Verbreitung aller Nachrichten innerhalb eines Landes und von Land zu Land in unserer Zeit befördert in früher unbekanntem Ausmass die Verbreitung von Modeströmungen ganz besonders auch durch den Bildbericht.

Seit Ludwig XIV. wurde die Damenmode von Frankreich, die Herrenmode seit Ende des 18. Jahrhunderts von England aus bestimmt. Die ersten Modejournale entstanden in Frankreich aus den Modebildern am Ausgang des 17. Jahrhunderts, um die vornehme Klasse über die neuesten Pariser Modelle zu unterrichten. Vor dieser Zeit hatte man modisch angezogene Puppen zu diesem Zweck nach auswärts verschickt. Modebilder hat es also, allerdings mehr als Kostümbilder, schon vor dieser Zeit gegeben und berühmte Maler, wie Dürer und Holbein, haben es nicht verschmäht, sie zu liefern. Das 1. Modeblatt war «Le Mercure galant», 1672 herausgekommen, in Deutschland erschien «Die Mode und Galanteriezeitung» erst fast ein Jahrhundert später 1758. Zur Zeit Goethes gab es in Weimar das «Journal des Luxus und der Mode», das sich von 1786 bis 1823 halten konnte. Wien begann Paris auf dem Terrain der Mode Konkurrenz zu machen und zu der «Wiener Modezeitung» (von 1816 bis 1848) haben bedeutende Geister wie E. T. H. Hoffman, Grillparzer, Lenau und Stifter Texte geliefert. Als erstes Modeblatt im heutigen Sinne ist die «Gallerie des Modes» in Paris (von 1778 bis 1787) zu bezeichnen, an der bedeutende Maler mitarbeiteten. Das künstlerisch höchststehende Modeblatt soll das in London von Nikolaus Heidloff herausgegebene «Gallery of Fashion» gewesen sein. Erst im 19. Jahrhundert wurden die Modezeitungen zu Fachzeitschriften des Schneider- und Schneiderinnengewerbes und damit verloren sie ihre künstlerische Bedeutung.

In jenen Jahrhunderten strebte die Mode vor allem Eleganz an, die als schön galt. Heute ist es damit nicht getan, wenigstens nicht für den täglichen Gebrauch. Da muss die Mode auch anderen Göttern dienen, dem Praktischen und Bequemen und dem Gesunden. Der Zeitgeist macht sich stark bemerkbar und das Interesse aller Klassen an den Modeschöpfungen. Damit soll nun aber nicht gesagt sein, dass die heutige Mode stets auf das Vernünftige neben dem Schönen gerichtet ist. Die Mode wird bekanntlich gemacht, sie wird lanciert in erster Line zu materiellen Zwecken. Trotzdem jedermann das weiss, gilt auch noch heute das Wort: «Die Mode ist ein Gesetz, dem man mehr gehorcht als dem Katechismus». Oder «wo es Mode ist, trägt man den Kuhschwanz als Halsband». Und der alte Sprachforscher Duden hat immer noch recht, wenn er sagt: «Nicht was schön ist, ist Mode, sondern was Mode ist, ist schön.» So hat man nicht mit Unrecht von einem «Modeteufel» gesprochen, der zu allen Zeiten regiert, der die Menschen verführt und sich ins Fäustchen lacht, wenn sie auf seine Kapriolen hereinfallen.

Doch haben wir es gerade in letzter Zeit erlebt, dass der Modeteufel sich auch irren kann und seine Verführungskünste nicht oder nur kurz wirken. Ich meine die Mode des «new look», die vor etwa drei Jahren mit grossem Aufwand an Ueberredungskünsten und Propaganda der Damenwelt vorgeführt wurde. Es war eigentlich nur eine Auferstehung einer Mode, wie sie vor etwa 60 bis 70 Jahren getragen wurde, heute mit etwas anderen Mitteln des Materials. Aber die Frauenwelt in ihrer Mehrzahl hat diesen «new look» nicht akzeptiert. Diese Mode war doch zu unbequem und unpraktisch im Zeitalter des Verkehrs und der Berufsarbeit weiter Frauenkreise. Ausserdem hatte der Wunsch nach der «schlanken Linie» sich im Zeitalter des Sports noch lange nicht totgelaufen. Trotzdem sind den Locktönen der Modekünstler und -händler gewiss nicht wenige Frauen und Mädchen damals unterlegen.

Heutzutage ist nicht mehr viel von diesem «new look» übrig geblieben. Er feiert nur noch in den Festgewändern und Abendkleidern Triumphe. Aber — ich sage das auf die Gefahr hin, dass mir viele Leserinnen deswegen böse sein werden — die wenigsten Frauen und Mädchen vermögen diese Gewänder mit Grazie zu tragen und sich dieser Kleidung gemäss zu bewegen.

Wer dem weiblichen Geschlecht zugehörig am Morgen in Flanellhosen seine Einkäufe macht, nachmittags in Shorts Tennis spielt, dem fehlt die Weichheit der Bewegungen und die Besonderheiten des Ganges, den diese Kleidung verlangt. Es ist ja überhaupt erstaunlich, welche Wandlungsfähigkeit der weiblichen Erscheinung die Mode heute gestattet. Ob diese Unstabilität der äusseren Erscheinung wohl auf die Dauer den Charakter der Frauen beeinflussen wird? «Kleider machen Leute» auch in dem Sinne, dass sie auf die Träger und Trägerinnen eine Einwirkung ausüben. Man gibt sich anders in einem Hosenanzug als in langen Gewändern. Bisher ist diese Frage weder aufgeworfen noch beantwortet worden. Als weibliches Wesen — vor allem, wenn es noch jung und einigermassen gut gewachsen ist — kann man schlechthin heute alles in der Oeffentlichkeit tragen, ohne aufzufallen. Das erlaubt die Mode.

Aber die Mode hat auch die Erscheinung unserer Männerwelt verändert. Sie hat sich weitgehend freigemacht von den langen Röhren enger Beinkleider, vor allem von den hohen Stehkragen und der gestärkten Hemdenbrust. Ich will nicht sagen, dass alles, was die Herren heute tragen, ihnen gut steht. Aber gesünder und praktischer ist es auf alle Fälle. Die heutige Mode lässt jedenfalls beide Geschlechter jünger erscheinen. Vor kurzem geriet ich einmal in einen Hörsaal einer süddeutschen Universität ... Als ich hineintrat, hatte ich den Eindruck, in eine Schulklasse von etwa 16- bis 18-jährigen gekommen zu sein. Die jungen Leute in offenen Hemden mit halblangen Aermeln, streckten ihre nackten Beine unter dem Tisch heraus, die Studentinnen waren in Jungmädchenkleidern, manche in Bauerntracht mit farbigen Schürzen gekleidet. Da sahen wir vor etwa 50 Jahren, als Studienbeflissene an diesem Ort der Wissenschaft versammelt, wesentlich anders aus und ich muss sagen, dass mich ein leiser Neid ankam.

Die Jungmännermode von heute, von Amerika inspiriert, hat mit ihren grosskarrierten bunten Blusen und der Art, wie sie getragen werden, etwas reichlich Unangezogenes, Saloppes, ja Feminines. Vermännlichung der Erscheinung der Frau, Verweiblichung der des Mannes? Im Zeitalter des Kalten Krieges jedenfalls eine eigentümliche Beobachtung.

E. Lfm.

DITZLER
CONFITÜREN

munden wie «hausgemachte»!

Generalvertrieb:

Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,

Basel, Zürich Bern St Gallen Luzern Buchs

Ein Beitrag zum Kapitel «Abtreibungen»

Unter dem Titel «Ein trauriges Kapitel» hat Dr. A. Lüscher in Nr. 39 vom 28. September 1951 über die erschreckende Zahl von Abtreibungen und Abtreibungsprozessen berichtet und die Frauen zur Prüfung dieser Situation aufgefordert, um Richtlinien zu finden, wie dem Uebel zu steuern wäre. Es stecken tiefgehende menschliche Probleme hinter dieser Erscheinung. Die Aufforderung an die verantwortungsbewussten Frauenkreise, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, muss nachdrücklich unterstützt werden.

Dr. Lüscher vertritt die Auffassung, dass in erster Linie mangelndes Verantwortungsgefühl gegenüber dem keimenden Leben und die materialistische Einstellung zum Leben überhaupt Ursachen der zahlreichen Abtreibungen seien. Erst in zweiter Linie seien dafür soziale Gründe massgebend, also Unmöglichkeit, ein weiteres Kind aufzuziehen, Ueberanstrengung der Mutter, Wohnungsnot.

Es mag sein, dass sich diese Reihenfolge in der Bedeutung der Ursachen ergibt. Unseres Wissens bestehen jedoch keine statistischen Grundlagen über diese Frage. Wenn aber das Uebel der Abtreibungen mit Erfolg soll bekämpft werden können, dann sollten einmal zuverlässige Angaben über die zugrunde liegenden Motive, nicht nur in Einzelfällen, sondern in einer repräsentativen Zahl von Fällen beschafft werden. Das wäre Aufgabe einer ausgewählten statistischen Erhebung, die wertvolles Material für die weitere Diskussion ergeben würde.

Die erschreckende Zahl von Abtreibungen — ob sie in letzter Zeit noch zugenommen hat, wäre ebenfalls durch die Erhebung abzuklären — lässt u. a. erkennen, dass die Strafbestimmungen gegen die Abtreibung wohl kein geeignetes Mittel zu ihrer wirksamen Bekämpfung sind. Da drängen sich zwei Fragen auf: fehlt es an den Strafbestimmungen und ihrer Anwendung, oder gibt es andere wirksamere Bekämpungsmittel, die bisher vernachlässigt worden sind? Eine eingehende Abklärung dürfte ergeben, das auf beiden Gebieten durch zielbewussten Einsatz Besseres zu erreichen wäre. Dr. Lüscher hat bereits angetönt, dass auf ausserstrafrechtlichem Gebiet Aufklärung, Erziehung zur Verantwortung und soziale Verbesserungen geboten sind. Aber auch die strafrechtlichen Massnahmen sollten in zweierlei Richtungen überprüft werden:

1. ob die Strafbestimmungen an sich zur Bekämpfung der Abtreibungen geeignet sind;

2. ob ihre Anwendung durch die Gerichte in einer Weise erfolgt, die der wirksamen Bekämpfung der Abtreibungen dient.

Zur Beantwortung der zweiten Frage fehlen ebenfalls statistische Grundlagen. Sie müssten gemeinsam mit der Erhebung über die Motive der Abtreibungen beschafft werden.

Die Strafbestimmungen über die Abtreibungen scheinen uns nicht in jeder Beziehung befriedigend. Da ist einmal die Bestimmung über die Anstiftung zu erwähnen. Wie oft kommt es vor, dass der Vater des erwarteten Kindes, ob ledig oder verheiratet, die Frau zur Abtreibung bewegt, die vielleicht von sich aus niemals zu einem solchen Schritt gekommen wäre. Offene oder versteckte Drohungen verschiedener Art brechen schliesslich den Widerstand der Frau. In verantwortungslosester Weise setzen solche Anstifter Gesundheit und Leben der Frau aufs Spiel, ganz abgesehen davon, dass sie hemmungslos das neue Leben opfern. Da wäre eine strenge Strafe am Platz. Der Anstifter wird aber nach den geltenden Bestimmungen (StGB. Art. 24) nicht strenger bestraft als die Frau, die das keimende Leben abtreiben lässt. Diese Strafbestimmung sollte verschärft werden, um der Verantwortungslosigkeit der männlichen Anstifter besser zu begegnen.

Jedermann kennt aus Zeitungsberichten die immer wiederkehrenden tragischen Fälle, in denen Mütter wegen Abtreibung bestraft werden, die aus einer materiellen Notlage heraus zu dem Vergehen getrieben worden sind. Solche Mütter haben nur die Wahl zwischen Entbehrung oder Strafe. Oft ziehen sie die Strafe als das geringere Uebel vor und wollen damit auch einem Kind ein entbehrungsreiches Leben ersparen. Die Bestrafung solcher Mütter wirkt revoltierend. Sie ist kein geeignetes Mittel zur Bekämpfung der Abtreibung. Es müssen unbedingt ernsthafte Anstrengungen zur Verbesserung der sozialen Lage solcher Mütter gemacht werden. Zugleich aber sollte die straflose Unterbrechung der Schwangerschaft aus sozialen Gründen gestattet werden, die nach den geltenden Bestimmungen (StGB. Art. 120) nicht zulässig ist. Es wäre zweifellos wertvoller, die Mutter den schon vorhandenen Kindern körperlich und geistig leistungsfähig zu erhalten, als sie durch weitere Geburten langsam zu ruinieren und schliesslich vorzeitig dahinsterben zu lassen.

bo.

Ein vorbildliches Fürsorgewerk

II.

Nachdem wir in einem ersten Artikel einen Ueberblick über das bestehende Fürsorgewerk der Arbeitsgemeinschaft Milchsuppe des Bürgerspitals Basel gegeben haben, wollen wir nun den künftigen Ausbau dieser sozialen Institution skizzieren. Eine allmähliche Erweiterung ist absolut notwendig. Die Milchsuppe in ihrer heutigen Gestalt ist den Anforderungen nicht mehr gewachsen, da ihre Aufnahmefähigkeit beschränkt ist. Als erste erhob sich bei der Planung des Ausbaues die Frage, ob die drei Kategorien von Insassen — körperlich und geistig Behinderte und moralisch Defekte — im gleichen Lager wie bisher untergebracht werden und weiterhin zusammen leben und arbeiten sollten. Aus verschiedenen Gründen wurde eine Dreiteilung vorgeschlagen, die auch durchgeführt wird. Denn beim engen Zusammenleben von so verschiedenen Menschen kam es immer wieder zu Reibereien und Streitigkeiten, sei es, dass manche unter Schutzaufsicht genommene Männer den Eindruck hatten, die körperlich Behinderten leisteten zu wenig, und deshalb aufbegehrten, sei es, weil ein haltloser Alkoholiker des Nachts betrunken nach Hause kam und Epileptiker und nervöse, leicht Geisteskranke in Aufregung brachte, oder sei es, dass ein armer körperlich Behinderter von einem Gesunden Krüppel geschimpft wurde. Es werden also drei örtlich getrennte Arbeitsgemeinschaften errichtet.

Ein Lager muss möglichst nahe beim Spital sein, da die körperlich Behinderten und die älteren, wenig leistungsfähigen Arbeitslosen die Einrichtungen des Spitals nötig haben. Sie sind auf Kliniken, Apotheken usw. besonders angewiesen. Am vorteilhaftesten bleiben diese Leute im heutigen Lager, in der Milchsuppe. Jeder hat da die Möglichkeit, eine passende Beschäftigung zu erhalten; er kann in der Landwirtschaft, in der Tierhaltung und im gewerblichen Betrieb untergebracht werden. Die Anbaufläche wird daher vergrössert werden. Ausserdem werden verschiedene Gebäude errichtet: ein Pavillon für Tuberkulöse, ein Pavillon für Schwerstgebrechliche, ein Gebäudetrakt für Invalide, eine Umschulungsstätte und ein Wohnhaus. Nach vollendetem Ausbau wird es möglich sein, zwischen 300 und 500 körperlich behinderte Männer und Frauen aufzunehmen.

Bei der zweiten Kategorie, den geistig Behinder begreift dann auch die erste Tatsache. Da die Zahl der Abgewiesenen unter den Berner Künstlern am grössten ist, hat man anzunehmen, dass diese in Fred Stauffer keinen treuen Freund gefunden haben. Aehnlich steht es für die Zürcher. Hingegen war Aldo Patocchi seinen Tessiner Kollegen gut gesinnt. Vom Standpunkt der Elite aus, was mit National oder Demokratie nichts zu tun hat, wurden zudem 38 Künstler und Künstlerinnen mit grösseren Kollektionen eingeladen. Wir haben also ein Bild der bevorzugten Gruppen und Kunstrichtungen vor uns. Wie weit daran unsere Konservatoren beteiligt sind, die ja seit langem die nun alt gewordene «moderne» Kunstrichtung von ihrer Machtposition aus fördern, ist nicht ersichtlich.

Diese sogenannten Modernen (Abstrakte und Surrealisten) stehen im Alter zwischen 40 und 60. Sie sind aber keineswegs Neuerer, sondern Mitgänger von Richtungen aus Frankreich und Deutschland, deren Anfänge ins letzte Jahrhundert zurückreichen, die im Laufe der Zeit zur Negierung der Natur, zur Auflösung aller Dinge im Bild und folglich so weit abseits gelangt sind, dass sie überhaupt keine gesellschaftliche Funktion mehr zu erfüllen haben. Heute ertönt der Ruf nach Neuerung der menschliche Haltung und ihren positiven, aus dem Guten abgeleiteten Kräften auch für den Künstler. Nicht Analyse, sondern Synthese, nicht Zergliederung bis zum kleinsten Atom in Punkten und Linien, oder selbstgefällige Ichbespiegelung wird erwartet. Nun sind aber diese abstrakten Maler seit langem Lehrer an unseren Schulen, und die Konservatoren sind zum Teil ihre Schüler oder Freunde. Sie beherrschen auch die städtischen Kunstvereine. Und so ist es denn geschehen, dass reife Künstler in Bern abgewiesen wurden, um Platz zu machen für einen grossen Harst gewesener Schüler. Dies wäre an sich nicht so schlimm, hätte der Nachwuchs wirklich Gutes zu bieten. Doch auch andere Berichterstatter fragen sich, wo hinaus diese Jungen wollen, aus deren Suchen sich ja erst die allenfalls im Entstehen begriffenen Ausdrucksformen entwickeln müssen. Hinter dem Sammelbegriff «Modern», das zeigt sich auch hier wieder, kann sich neben guten Formulierungen viel Primitives, Unvermögen und sogar Bluff verstecken.

Immer wieder wird darauf hingedeutet, wie gross die Kunst des Mittelalters und der Renaissance gewesen sei, wo die sichtbare Natur noch andächtig geschildert wurde, und daher das Transzendentale ohne weiteres mit dabei war. Auch heute wird wieder mehr nach einer christlichen Kunst gefragt. Der Ausstellung nach sind ganz wenige Künstler vom Glauben aus berührt. Ganz und gar nicht einverstanden sind wir mit dem Bild von W. Schmid, das soviel Platz seriöser Kunst wegnimmt. Materialismus in hässlich schwarzen Sonntagsgewändern, Wurst und Brot auf profane Art verzehrend, dies soll das heilige «moderne» Abendmahl sein? Nun erlebt aber der Mensch nicht nur eine übersinnliche, sondern auch eine gesellschaftliche, eine soziale Realität. Von solcher berührt sind nur ganz wenige Künstler, und man hat sie zusammen in einen dunklen, kleinen Raum gehängt. Immer wieder begegnet man denselben Themen, um nun zur Kunstrichtung überzugehen, die dem Bildhaften treu geblieben ist. Es sind Varianten von Stilleben und Interieurs, viel Frauenakte und Bildnisse, Landschaften in allen Stimmungen. Selbstverständlich sind unter den Modernen auch erfreuliche Leistungen, die ein abwechslungsreiches Spiel in der Ausstellung ergeben.

Der Gang durch die Kunsthalle ist entschieden einfacher. Es sind hier nur 120 Arbeiten zu besichtigen. Die grossen Figuren von Haller und Fueter, nicht aber die Frauengruppe, und die bemalten Gruppen von Zschokke sind Meisterwerke. Dann gibt es eine Menge Porträtbüsten von bewährten und auch von jungen Bildhauern, dem Konventionellen näher als der Moderne stehend, und wo diese sich äussert, gebricht es noch oft der Durchreifung der Idee. Lustig sind die Tierfiguren von U. Schoop, weniger fröhlich der Säugling, der seine Zehe entdeckt. Bei so schwachen Arbeiten möchte man an die verantwortliche Jury die Frage stellen, wieso diese Irrtümer aufgestellt sind, dafür aber preisgekrönte Namen von Basel und Zürich fehlen? Die farbig gewirkten Teppiche, durchwegs von Frauenhänden erschaffen, bringen eine erfrischende Abwechslung in die etwas stimmungslose Kunsthalle.

Ein Schritt über die Strasse und wir befinden uns in der Schulwarte, bei den Zeichnungen, Lithographierungen, Gravierungen. Nochmals 138 Arbeiten, Bleistift- und Tuschlandschaften, farbige Kupferstiche und Holzschnitte, Monotypien und Buchillustrationen. Im gesamten gesehen kommt trotz allem ein frohes Bekenntnis zum künstlerischen Schaffen in dieser schweizerischen Kunstausstellung zum Ausdruck, ein Beweis, dass in unserm Lande die Kunst auf verschiedene Art lebendig ist.

grt.

Traumwald

Der Herbst kennt Farben, die kein Sommer kennt.
Es prangt die Welt in gelb und grün und rot.
Von goldnem Feuer ist der Wald durchloht,
Als ob es brennt.

Auf nahem Hügel zeichnet sich ein Baum
Wie Filigran ins tiefe Himmelsblau.
Mir ist, als schritte ich in tiefem Traum,
Ich schau und schau.

In selgen Träumen hab' ich viel Wald gesehn,
Wie diesen, — dessen Laub in Golde flammt,
Das Moos grün wie Smaragd und weich wie Samt,
Da wie Gefährten still die Bäume stehn.

Doch ist's nicht Traum.
Es öffnen sich die Wipfel
Und ich erspäh vertrauter Berge Gipfel,
Gekrönt von zartem, silberweissem Flaum.

Kein Traum. Zum Sterben geht's. In herber Klarheit
Verkündet uns der Herbst alt-neue Wahrheit:
Dies Leben sehn in Stille wir vergehn,
Es will in gröss'rer Schönheit auferstehn.

Brigitte v. Rechenberg

Am Giebelfenster

Am Giebelfenster nebenan
Werden zwei Lädelein aufgetan.
Hervor schaut ein junges Augenpaar.
Ein junges Mädchen von achtzehn Jahr.
Das schaut in den frühen Morgen hinein
In den lachenden, flimmernden Sonnenschein.

Der Tag, der schaut das Mädchen an
Und hat seine helle Freude dran.
Ei, ei, du junges Menschenkind
Du und der Morgen gleich lieblich sind.

Emma Vogel

derten und Epileptikern, ist die Situation anders. Ein ruhiges Heim, nicht zu nahe bei der Stadt, ist nur zu ihrem Vorteil. Dieses wird ihnen der Spitalhof Biel-Benken (Baselland) bieten, der vor nicht allzu langer Zeit vom Spital zurückgekauft wurde. Er wird 100 bis 200 Menschen Unterkunft geben, die sich mit Obstbau, Beerenkultur und einer Baumschule beschäftigen werden. Die Organisation wird gleich sein wie beim Stammbetrieb. Für die Unterkunft der Insassen werden kleine, eingeschossige Baracken erstellt, die auch Aufenthalts- und Essraum enthalten werden. Die Obst- und Beerenkultur ist insofern wichtig, weil bis heute dem Spital zu wenig Früchte zur Verfügung standen, da sie zu teuer waren. Die Forstbaumschule wird eine regelmässige Einnahmequelle darstellen. Dass sich die Insassen in der lieblichen und ruhigen Gegend wohlfühlen werden, ist gewiss.

Die moralisch Haltlosen und Vorbestraften werden sehr weit von der Stadt weg im Sennhof Ullmatt bei Lauwil ein Heim erhalten. Diese Isolierung hat bis jetzt beste Resultate gezeigt. Zuerst wird eine zur Zeit als Ferienhaus dienende Militärbaracke als Unterkunft dienen, bis der weitere Ausbau in Angriff genommen wird. Mit der Arbeitsgemeinschaft Ullmatt verbindet sich noch ein anderer Zweck, der nicht übersehen werden darf. Die Ullmatt soll als Ausgangspunkt und Grundlage für eine moderne Strafanstalt für Baselstadt und -land geschaffen werden. Denn die heutigen Verhältnisse im Strafvollzug sind sanierungsbedürftig.

Sehr interessant ist auch der Plan einer Ausbildungsstätte für Anstaltleiter, die mit den Arbeitgemeinschaften verbunden werden soll. Während nämlich in den meisten anderen Berufen eine gründliche Vorbildung verlangt wird, wird von den Leitern der ungefähr 4000 Anstalten in der Schweiz, in denen zwischen 100 000 und 200 000 Insassen untergebracht sind, nichts Derartiges verlangt. Es ist an der Zeit, dass ein Platz geschaffen wird, wo sich junge Leute ausbilden können. Gerade das Bürgerspital Basel mit seinem vielschichtigen Betrieb — Spital, Altersheim, Arbeitsgemeinschaften — bietet dafür die beste Grundlage.

Zusammenfassend sei festgestellt, dass in Basel, dank der unermüdlichen und initiativen Arbeit von Spitaldirektor G. Moser, ein Sozialwerk im Ausbau begriffen ist, das seinesgleichen sucht. Nach seiner Fertigstellung wird es 500 bis 800 Menschen Unterkunft und Arbeit bieten können, die sonst der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen würden und ein Leben voll materieller und seelischer Not führen müssten. Diese Zahl ist vielleicht klein, wenn man sie mit den unzähligen Hilfsbedürftigen in der ganzen Welt misst. Aber das grossartige Werk zeigt und wird zeigen, dass es möglich ist, den Behinderten zu helfen und sie in ein rechtes Leben einzugliedern. Und diese Demonstration der Hilfemöglichkeit und der tatkräftigen Hilfe ist sehr, ja äusserst wichtig. *D.V.*

Gaby Mathys plaudert über ein wenig beachtetes Kapitelchen der Schönheitspflege

Es gibt Frauen, die viel Geld für teure Schönheitsmittel ausgeben, und doch bleibt ihre Haut welk und ihr Aussehen unfrisch. Andere wiederum, die verhältnismässig wenig für die Kosmetika ausgeben, sehen bei weitem gepflegter und hübscher aus. Der Grund liegt meistens darin, dass eben auch teure Puder und Cremen nicht wieder gutmachen können, was eine unvernünftige Lebensweise mit zu wenig Schlaf, zu wenig Bewegung und ungeeigneter Ernährung verdorben haben.

Die letzten beiden Fehler findet man jetzt nur noch verhältnismässig selten. Schon die Hausarbeit gibt den Frauen genügend Bewegung, viele Frauen gehen ausserdem in Turn- oder Gymnastikstunden oder betreiben sonst einen Sport. Auch die Ernährung ist schon viel vernünftiger geworden als früher, indem man neben den stärkehaltigen Kartoffelspeisen weniger Fleisch und reichlich Obst und Gemüse auf den Tisch bringt, die dem Körper wertvolle Nährsalze und Vitamine vermitteln. Wie aber steht es mit dem Schlaf? Gerade seine Rolle als Förderungsmittel von Gesundheit und Schönheit darf nicht unterschätzt werden. Seine Kraft liegt in dem einfachen Satze: «Schlafe dich gesund, schlafe dich schön!» Doch zuviel Schlaf wirkt unter Umständen wiederum schädlich. Schlimmer aber sind die Folgen eines dauernden Schlafmankos auf den Organismus. Eine Durchschnittszeit als allgemein gültige und einzig richtige Schlafdauer anzugeben, ist sicherlich schwer. Im allgemeinen braucht man wohl mindestens sieben bis acht Stunden Schlaf. Je älter der Mensch wird, desto weniger braucht er.

Allgemein bekannt ist, dass der Schlafraum eine niedrigere Temperatur haben soll als der Wohnraum. Während der warmen Jahreszeit schlafen viele Leute bei offenem Fenster. Wenn man genügend abgehärtet ist, hat diese Gewohnheit auch während der Wintermonate viel für sich. Vor dem Schlafengehen soll man mindestens das Gesicht sorgfältig reinigen. Ob man eine trockene oder fette Haut hat, man verwendet am besten Lavendel oder Kölnisch-Wasser zu dieser Reinigung, denn diese alkoholischen Wasser entfernen allen Schmutz restlos aus den Poren, nachher lassen sich auch fetthaltige Cremen zur Reinigung verwenden. Wer den ganzen Körper vorher warm und dann kalt wäscht, schläft sicher gut und ruhig. Vor dem Schlafengehen — das wird viel zu wenig beachtet — soll das Bett noch einmal kräftig durchlüftet werden. Von der Matratze ist zu sagen, besser zu hart als zu weich, aber auch für die Kissen ist eine Rosshaarfüllung der Federfüllung vorzuziehen. Je flacher man liegt, desto gesünder schläft man. Das schwere Duvet ist in letzter Zeit vielerorts durch eine Steppdecke ersetzt, die ebensogut wärmt, luftdurchlässiger und deshalb vorteilhafter ist. Wer aber darunter noch friert, der tut gut, noch eine Decke über die Füsse zu legen.

Was aber nützt das gewissenhafte Befolgen dieser Grundregeln, wenn man von Sorgen gequält die Ruhestätte aufsucht? Man kann sich natürlich nicht so leicht befehlen, vor dem Einschlafen alles zu vergessen, was uns hindert, sorglos in den Schlaf zu sinken. Immerhin kann man ein gewisses Nerventraining durchführen, indem man abends vor dem Schlafengehen für Entspannung sorgt, einige Seiten aus einem guten Buch liest, vielleicht auch nur ein schönes Gedicht auf sich einwirken lässt, gute Musik aus dem Lautsprecher hört oder noch besser selbst Hausmusik pflegt. Denn gerade, wenn wir in der von Not und Unrast erfüllten Zeit nicht wissen, was uns der nächste Tag an Enttäuschungen und Sorgen aufbürdet, brauchen wir einen guten, ausreichenden und ruhigen Schlaf, nicht nur seiner verschönernden Wirkung wegen, sondern vor allem auch, weil er uns Kräfte geben soll, im Alltag, im Lebenskampf auf unserem Posten stehen und unsere Pflicht erfüllen zu können.

Vom Raps und seinem Oel

Während der fettarmen Kriegsjahre hat mancher Landwirt mit dem Rapsanbau begonnen, einfach weil der Ausfall an ausländischen Fettstoffen auf jede nur mögliche Art wettgemacht werden musste. Innert kurzer Zeit wurde damals die Anbaufläche für Raps von wenigen Hektaren auf über 8500 Hektaren ausgedehnt. Seither ist diese Zahl infolge der normal funktionierenden Oel- und Fettimporte auf fast einen Viertel zurückgegangen. Als vorsorgliche Massnahme für Zeiten mit erschwerten Zufuhren ist es aber zu wünschen, das die Rapskulturen in einem gewissen Mindestumfang beibehalten werden. Die mühsam erworbene Anbautechnik soll bei den Produzenten nicht verloren gehen, damit im Falle der Not eine rasche Ausdehnung möglich ist. Auch für den Fruchtwechsel der Aecker spielt der Raps eine wichtige Rolle, denn zur Förderung des für unsere Landesversorgung so wichtigen Getreideanbaues muss der Bauer die Möglichkeit haben, bei der Fruchtfolge Hackfrüchte einzuschalten. Aus rein agrarischen und volkswirtschaftlichen Erwägungen heraus rechtfertigt sich daher eine Beförwortung der Rapskulturen.

Die Propagandazentrale für Erzeugnisse der Landwirtschaft führte dieser Tage in Zusammenarbeit mit dem Beratungsdienst des Gaswerkes der Stadt Zürich eine Orientierung über Herstellung, Preis und Verwendungsmöglichkeiten des Rapsöls durch. Es ist klar, dass der letzte Entscheid in allen Fragen des Kochens und Essens von den Hausfrauen gefällt wird, und selbst eine noch so begründete volkswirtschaftliche Vorkehrung auch vom Gaumen des Verbrauchers gutgeheissen werden muss.

Man erinnert sich vielleicht noch da und dort — vor allem in ländlichen Gegenden — dass man noch im vergangenen Jahrhundert das Oel der Rapssamen nicht als Fettstoff zum Kochen und Backen, sondern ausschliesslich für die Lampen der Stuben unserer Grosseltern verwendete. Zu Beginn unseres Jahrhunderts verschwanden die Rapskulturen in ganz Europa so gut wie vollständig. Heute handelt es sich darum, aus zwei wichtigen Gründen den Rapsbau aufrecht zu halten. Einmal, wie schon erwähnt, damit im Notfall der Anbau rasch gefördert und vervielfacht werden kann. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, dass in den Jahren 1940/45 fast die Hälfte der Speiseölmengen aus Rapsöl bestand. Andererseits sind heute auch die Produzenten daran interessiert, den Anbau des Raps zu unterstützen. Auffallend ist, dass die Westschweiz an der Spitze der Rapsölproduktion und des Verbrauchs steht, ein Gebiet also, das für seine zur Feinschmeckerei prädestinierten Gaumen bekannt ist. Der günstige Preis des Rapsöls, an dessen Erzeugung der Bund einen Zuschuss im Verhältnis 1:2 gewährt, und seine mehrheitlich guten Eigenschaften — vor allem bei der Verwendung in kaltem Zustand für alle Arten von Salaten — dürften diesem durch modernste Raffinierungsmethoden hochwertig gemachten Speiseöl einen guten Start sichern.

Interessant ist ein Vergleich der Anbauflächen von Raps in einigen anderen europäischen Ländern. Sie liegen durchwegs wesentlich höher als bei uns. In Frankreich kommen laut Statistik 25 Aren Rapsanbau pro Kopf der Bevölkerung, während es bei uns nur 3 bis 4 Aren sind. In Schweden sind es sogar 60 Aren pro Kopf!

Eine ganze Anzahl schweizerischer Detaillistenfirmen führen bereits die Flaschen mit dem appetitlich goldgelb leuchtenden Oel, deren einheitliche Etikettierung dazu beitragen wird, dass dieses jüngste Schweizerprodukt bei allen Hausfrauen freudigem Interesse begegnet. E. L.

30 Millionen Kilowattstunden an einem Tag

Am 7. Juni erreichte der Verbrauch elektrischer Energie in der Schweiz mit 30 Millionen Kilowattstunden an einem Tag einen neuen Höchstwert. Dieser Verbrauch liegt mehr als 17 Prozent höher als der im Vorjahr. Die rasche Zunahme des Elektrizitätsverbrauchs, die im August des Jahres 1950 begonnen hat, setzt sich damit weiter fort. Immer mehr Elektrizität wird in Haushalt, Gewerbe, Landwirtschaft und Industrie verlangt.

Während in den Monaten Juni und Juli 1950 der Elektrizitätsverbrauch gegenüber dem Vorjahr nur bescheiden um etwa 2,5 Prozent zugenommen hatte, beschleunigte sich diese Zunahme im August 1950 auf 7 Prozent und im September 1950 sogar auf 9 Prozent. Eine ganz aussergewöhnliche und unerwartete Verbrauchssteigerung wies aber dann das Winterhalbjahr 1950/51 auf. Im Mittel dieser sechs Monate (Oktober bis März) wurden 17 Prozent mehr Elektrizität im Inland verbraucht als im vorangegangenen Winter. Der Verbrauch der Elektrokessel und Speicherpumpen ist dabei nicht berücksichtigt. Es war ein Glück, dass gute Verhältnisse in der Wasserführung es den Werken im vergangenen Winter ermöglichten, dem Elektrizitätshunger der Wirtschaft voll entsprechen zu können. Nach einer langen Zeit ungenügender Wasserführung war der Winter 1950/51 nass, und die Flüsse führten meist überdurchschnittliche Wassermengen. So war es möglich, während des Winters soviel Elektrizität abzugeben, wie es in den früheren Jahren nur im Sommerhalbjahr möglich war. Mit Beginn des Sommerhalbjahres 1951 setzte sich dann die Verbrauchszunahe entsprechend fort, und so stieg der Verbrauch am 7. Juni auf 30 Millionen Kilowattstunden.

Die erwähnte 17prozentige Zunahme bedeutet bei einem monatlichen Verbrauch von über 700 Millionen Kilowattstunden eine gewaltige Energiemenge, die von den Werken neu aufgebracht werden muss. So wurden zum Beispiel im März 1951 119 Millionen Kilowattstunden mehr Elektrizität verbraucht als im gleichen Monat des Vorjahres. Diese Energiemenge entspricht ungefähr der gesamten mittleren Jahreserzeugung des Kraftwerkes Wäggital.

An dieser Angabe erkennt man, welch grosse Energiemengen zusätzlich benötigt werden, auch wenn die Verbrauchszunahme sich in Zukunft verlangsamen sollte. Die Elektrizitätswerke dürfen darum nicht auf der nun gesicherten Versorgung ausruhen; sie müssen unentwegt dafür sorgen, dass neue Energie bereitgestellt wird. Die Stimmen, die den weiteren Kraftwerkbau als nicht mehr nötig hinstellen, machen sich falsche Vorstellungen vom weiteren Ausbau unserer Elektrizitätsversorgung. Die Wirtschaft verlangt immer mehr Elektrizität; Pflicht der Werke ist es, diese Energie zu beschaffen, damit Haushalt, Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft nicht durch Energiemangel behindert werden. *E. K.*

Kleine Rundschau

Kochkurse für Ministersfrauen

In Washington kam eine kluge Französin auf die Idee, die Gattinnen amerikanischer Minister in die subtilen Geheimnisse der Kochkunst einzuführen, wie sie die Zusammenstellung eines Diplomatendiners nicht selten erfordert. «Jeder muss mir recht geben», sagt sie, «wenn ich behaupte, dass im Verlaufe der Geschichte so manche gut gekochte Bouillon mehr zum Gelingen einer diplomatischen Mission beigetragen hat, als alle politischen Finessen». Und die zahlreiche Anhängerschaft ihres diplomatischen Kochkurses beweist eindrücklich, dass man sich ihre Argumente zu Nutze macht. *elk.*

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 15. Oktober, 17 Uhr. «La crise moderne et le conflit des générations.» Conférence de M. Georges Rigassi, journaliste, ancien-directeur de la «Gazette de Lausanne».

Bern: Kantonalbernische Vereinigung für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. 2. Herbstwochenend-Kurs in Erlach am 13. und 14. Oktober 1951, 14.30 Uhr, im Burgerratssaal. Samstag, 13. Oktober: Frl. Dr. Marie Boehlen, Fürsprech: «Wann gestattet das Gesetz die behördliche Wegnahme und Versorgung von Kindern?» Frl. Gertrud Zwygart, Kant. Jugendamt: «Pflegefamilie oder Erziehungsanstalt?» 18.30 Uhr: Gemeinsamer Abendimbiss in der Schulküche. 20 Uhr: Herr Regierungsstatthalter Dr. Ernst Jaberg, Erlach: «Unsere Anstalten für Erwachsene». Sonntag, 14. Oktober, 9.30 Uhr: Herr Walter Klötzli, staatliches Knabenerziehungsheim, Erlach: «Unsere Arbeit an Schwererziehbaren.» Anschliessend Besichtigung des staatlichen Knabenerziehungsheimes Erlach. 12.30 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Zülli, Erlach. Der Vorstand.

Schweizer Frauen fragen

Besteht ein ungeschriebenes Gesetz, dass man den Gegner nicht anerkennen darf? — Ich möchte mich gern über die Organisation des politischen Apparates orientieren, auch geschichtlich. — Wie kann man sich überhaupt im heutigen Wirrwar zurechtfinden, wie sich ein eigenes Urteil bilden? — Eine grosse Verantwortung liegt bei den Stimmenden, zu denen wir eines Tages auch gehören werden. Sind sie ihr gewachsen?

Was ist Monroe-Doktrin?

Welche Funktion hat in Frankreich der Präsident, welche der Ministerpräsident?

Was heisst: Das Kabinett stellte die Vertrauensfrage? Kennt man dies auch bei uns?

Wie grenzen sich Israel, Jordanien und Palästina voneinander ab?

Warum wollte sich der Jura vom Kanton Bern trennen? Warum liess man es nicht zu?

Gestützt auf diese und ähnliche Fragen veranstaltet der Herzberg am

27./28. Oktober ein Wochenende über die politischen Parteien

27. Oktober

17.00 Uhr: Warum ist Politik bei vielen so verpönt? Enstehung und Entwicklung der politischen Parteien in der Schweiz.

20.00 Uhr: Augenblicksbilder aus dem politischen Leben heute.

28. Oktober

09.00 Uhr: Unsere Parteien heute. Programm und Praxis im Wahl- und Abstimmungskampf.
Was können wir tun, dass die Volksvertreter das allgemeine Wohl über das Interesse ihrer Partei stellen?

11.30 Uhr: Sonntagsfeier

14.00 Uhr: Parteien und Regierungssysteme ausserhalb der Schweiz.
Internationales Zusammenwirken der Parteien.

Praktische Angaben: Der Herzberg wird erreicht zu Fuss von Aarau in 1½ Stunden.

Postauto: Letzte Gelegenheit: Aarau ab 15.35, Küttingen an 15.50, zu Fuss ¾ Stunden.

Mitnehmen: Hausschuhe, Waschzeug.

Kosten (alles inbegriffen): Fr. 7.50 bis 9.—, für Minderbemittelte Ermässigung.

Jedermann ist eingeladen. Anmeldungen an Herzberg, Asp (Aargau) Teil. (064) 2 28 58.

Die Initiantin: Trudi Frey. Der Kursleiter: Fritz Wartenweiler.

Der Vorstand des Frauenstimmrechtsvereins Bern begrüsst diesen Wochenendkurs und empfiehlt dessen Besuch.

Radiosendungen für die Frauen

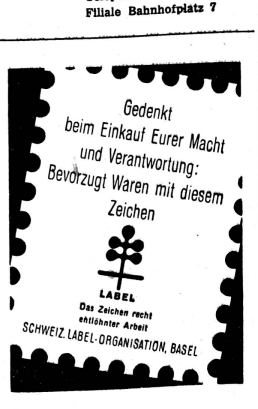
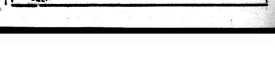
sr. Die Rubrik «Notiers und probiers» am Montag, 15. Oktober, um 14 Uhr, enthält folgende Beiträge: Marktrundschau für die Hausfrau Kleinigkeiten; Das Rezept; Was möchten Sie wissen?; Die drei Wünsche. — Die Frauenhalbstunde am Mittwoch, 17. Oktober, ist der «Welt im Buch» gewidmet. Diesmal stammt das Manuskript von Cécile Thut und handelt von der Marquise de la Tour du Pin: «Le Journal d'une femme de cinquante ans». — Freitag, 19. Oktober, sprechen um 14 Uhr in der «Halben Stunde der Frau» Zürcher Aerztinnen über körperliche und seelische Gesundheitsfragen der Frau. Anschliessend wird die Frage behandelt: «Wie kleiden wir uns zweckmässig?» und zuletzt plaudert Elisabeth Thommen mit den Hörerinnen. — Die «Halbe Stunde der Frau» am Samstag, 20. Oktober, bespricht das Thema «Gutes Aussehen wird verlangt».

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

90 %
aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame